



Süddeutsch und Norddeutsch.

Aphorismen von Ernst Eckstein.

Es ist wunderbar, welche Verschiedenheiten der Stammeigentümlichkeiten nicht nur innerhalb eines Staatswesens, sondern innerhalb einer consolidirten Nation Raum haben. Wir sind z. B. gewohnt, Frankreich als Mutter nationaler Homogenität und centralisirter Gleichförmigkeit aller Lebensbedingungen zu betrachten, weil in der That das Meiste, was innerhalb des französischen Kulturlebens nach außen hin sich Geltung verschafft und ins Licht der Öffentlichkeit tritt, den Charakter des Französischen, das heißt korrekter gesprochen, des Nordfranzösischen trägt. Und dennoch ist die französische Nationalität im prägnanten Sinne keineswegs identisch mit dem Begriffe des französischen Staatsbürgerthums. Ein ungeheures Terrain im südlichen Frankreich wird von der Oc-Sprache (Langue d'oc), dem Provenzalischen beherrscht, — so genannt wegen der Form ihrer Bejahungspartikel, die im Gegensatz zu dem „oui“ des Nordfranzösischen, „oc“ lautet. Dieses Provenzalische unterscheidet sich von dem Nordfranzösischen so wesentlich, daß wir Deutsche, denen das Spanische und Italienische vertraut ist, die Produkte der südranzösischen Nationalliteratur weit geläufiger lesen, als die Nordfranzösischen. Die Oc-Sprache trägt durchweg den Charakter des Sidromanischen: die vollen Vocale und der Mangel des stimmlosen „s“ sind hier als vornehmlich charakteristisch zu nennen.

Waltet nun eine solche provinzielle Verschiedenheit im Gebiet eines Staatswesens vor, so darf man uns Deutschen die wir bis vor Kurzem noch in Duhende ziemlich selbstständiger Staatswesen getrennt waren, nicht den Vorwurf eines übertriebenen Particularismus ins Gesicht schleudern, wenn auch unter „Eigentümlichkeiten“ zahlreiche sind wie der Sand am Meer, wenn zwischen dem Habitus des Westdeutschen und dem des Schwaben eine größere Kluft obwaltet, als zwischen dem des Westdeutschen und des Mittelalters, obgleich der letztere überhaupt nicht mehr in die Kategorie des Deutschen gerechnet werden darf; wenn der Distrikt der Ebnadon die Bergbayer für Naturlaute ohne Sinn und Verstand hält; wenn selbst oft der Gebildete sich erst zu recht finden muß in Rede und Gewohnheit einer Umgebung, die seiner Geburtsprovinz fern liegt.

Die zwei Hauptgruppen provinzieller Verschiedenheiten innerhalb des deutschen Sprachgebiets sagt der alltägliche Sprachgebrauch in den Breiten „Süddeutsch“ und „Norddeutsch“ zusammen. „Oberdeutsch“ und „Niederdeutsch“ klingt schon gelehrter. „Hochdeutsch“ vollends für „Süddeutsch“ verfehlt. Der Schwabe, der Bayer, der Pfälzer würden sich bei veruorendem, wenn jemand behaupten wollte, ihre Mundart sei „hochdeutsch“; eher möchten sie sich eine Art von „Platt“ vindiciren lassen, denn unter „Platt“ versteht man vielsach das, was der Franzose als „patois“ bezeichnet, das Dialektische im Gegensatz zu der Schriftsprache. So wechseln und wandeln sich die Begriffe; die Bedeutungen der Wörter schlagen in ihr Gegenheil um, oder streben von einem gegebenen Mittelpunkt zwei verschiedene Extremen zu: der englische „knicht“ ist ein Ritter, der deutsche „Knecht ein Proletarier. ... Unsere Konversation weiß nämlich nichts davon, daß Plattdeutsch (Niederdeutsch) und Hochdeutsch (Oberdeutsch) ursprünglich zwei ganz gleichberechtigte Schwesterjenes großen germanischen Sprachstammes sind, zu denen das Gotische, das Angelsächsische (Englische), das Holländische und das Scandinavische zählt; unsere Konversation möchte das Plattdeutsch für ein kolossal verschlehtes Hochdeutsch halten, wie sie ja in der That ihre süddeutschen Dialekte für ein mäßig verschlehtes Hochdeutsch hält, ohne zu ahnen, daß sie in den süddeutschen Dialekten nur eine organisch durchaus berechtigte selbstständige Entwicklung gewisser Auele des Hochdeutschen zu betrachten hat. Wenn Luther die Bibel in der Sprache Fritz Reuters überlegt hätte, wäre das Plattdeutsch jetzt vielleicht die offizielle Sprache des deutschen Reichs; nur das literarische Uebergehoigt des Hochdeutschen hat es auch politisch und gesellschaftlich stege lassen, — und so haben wir denn in Deutschland die eigentümliche Erscheinung zu registriren, daß, während die politische Einigung den Weg von Norden nach Süden gegangen hat, die sprachliche Einigung umgekehrt von Süden nach Norden gegangen ist. Das Oberdeutsch, ursprünglich der weinische Dialekt, hat die norddeutsche Ebene, in der das Platt herrichte, unterjocht und sich überall die Anerkennung des Souverains verschafft. Die „pagan“, die Kambewohner, die Bauern halten zwar noch fest an ihrer Mutterprache; aber auch sie lernen das Hochdeutsche als das Vehikel ihrer Bildung und Schölung kennen; der Durchschnittler spricht hochdeutsch und hochdeutsch ist die sonntägliche Predigt des Herrn „Pastor“. Aus diesem Sachverhalte erklärt sich auch, warum der Norddeutsche das Hochdeutsche korrekter, oder, wie die Konversation sich ausdrückt, „hochdeutscher“ redet, als der Süddeutsche. Der Süddeutsche spricht nämlich in der Regel zuerst die Mund-

art seiner Provinz, und geht von ihr durch allmähliche Modifikation zum Schriftdeutschen über; daher ihm denn, selbst wenn er schriftdeutsch redet, noch vielsach etwas Dialektisches anhaftet. Dem Norddeutschen aber war das Hochdeutsche ursprünglich eine vollständig neue Sprache, die er eben so mühsam erlernen mußte, wie etwa ein Holländer das Schwedische, — durch systematischen Unterricht, aus Schriften und Büchern. Da nun seine Mutterprache, das Plattdeutsch, mit dieser neu erlernten Schriftsprache nicht kollidierte, so lernte er das Hochdeutsche mit derselben Korrektheit, mit der er etwa Französisch gelernt haben würde. Dieser Prozeß liegt jetzt allerdings um einige Jahrzehnte zurück. Die Mehrzahl der gebildeten Städter in Norddeutschland erlernen das Hochdeutsche bereits innerhalb ihrer Familie als eigentliche Mutterprache; aber ursprünglich war diese Mutterprache ein Importirtes, — und so erklärt es sich, daß der Norddeutsche in schriftmäßigerem „Hochdeutsch“ spricht als der Süddeutsche.

Wie das Plattdeutsch dem Holländischen und Dänischen in vielen Beziehungen näher steht als dem Hochdeutschen — wir erinnern nur an die Thatfache, daß die ertgenannten Sprachen sämtlich auf der gleichen Lautreihe stehen, und also beispielsweise da alleamt ein t haben, wo das Hochdeutsche nach dem Gesetze der Lautverschiebung bereits ein z hat *) — so nähert sich der provinzielle Habitus des Friesen mehr dem des Holländers, der des Polsternes und Schleswigers mehr dem des Fritten und selbst des Aneländers, als dem spezifisch Süddeutschen. Von diesen scharf ausgeprägten Vokalphysiognomien abgesehen, giebt es jedoch eine norddeutsche und eine süddeutsche Durchschnittsphysiognomie, einen norddeutschen und süddeutschen Normaltypus — und auch hier läßt sich in der ganzen Weite der Lebensführung, im Denken, Fühlen und Handeln eine Verschiedenheit konstatiren, die außerordentlich überaracht. Daß diese Verschiedenheit eine um so schroffere sein wird, je tiefer wir in der gesellschaftlichen Stala herabsteigen, ist selbstverständlich; die höhere Bildung schiebt überall gemeinsame Elemente ein, und verdundelt in ihren vollendetsten Wirkungen selbst die Trennungslinie zwischen germanischer und romanischer Nationalität. Gleichwohl ertübrigt auch im Habitus der sogenannten besseren Stände genug, um die Verschiedenheit zwischen Süddeutsch und Norddeutsch für Jeden sichtbar zu machen, der Ohren, Augen und das erforderliche beobachtende Quantum von Beobachtungsgabe hat.

Unter „Norddeutsch“ stellt sich der ergrautete Süddeutsche gewöhnlich die verkörperte Prätention, verknüpft mit großer Accurateffe, großer Nichterkenntnis, etwas schnarrender Stimme, überaracht richtiger Ausdrucksform und einer sehr geringen Dofis Gemüth vor. Der Norddeutsche wiederum verfehlt unter „Süddeutsche“ einen gewissen Mangel von Strammheit, viel Gemüthlichkeit, aber nicht ganz so viel Intelligenz, geschworene Feindschaft gegen das Ausprechen der Endsilben, große Leistungsfähigkeit im Dieren und Weistätigen und eine Kluge, die so gefunden ist, daß sie nicht einmal „Rippespeer“ kennt. Das sind die instinktiven Regungen der großen Masse, die so immer geneigt ist, dem Ungewohnten so lange eine gewisse Dofis harmloser Antipathie entgegenzubringen, bis der Ungewohnte in seinem eigerartigen Werte ertant worden ist.

Was ist nun Wahres an dieser Auffassung? Zunächst leidet es keinen Zweifel, daß beim Norddeutschen der Verstand, beim Süddeutschen das Gemüth und die Phantafie prädominiren. Dementsprechend ist Norddeutschland die Wiege unserer Philosophen und Staatsmänner, Süddeutschland die Wiege unserer Poeten und Musiker. Kant, Schopenhauer, Schaud von Hartmann, Stein, Blamard, Nolte sind Norddeutsche; Goethe, Schiller, Wieland, Jean Paul, Müller, Usland, Mozart, Haydn sind Süddeutsche. Daß es auch hervorragende norddeutsche Dichter und Musiker und hervorragende süddeutsche Philosophen und Staatsmänner giebt, wird kein vernünftiger Mensch in Abrede stellen; daß aber die Waagschale in einem Falle zu Gunsten Norddeutschlands, im anderen Falle zu Gunsten Süddeutschlands ganz bedeutend herabsinkt, das ist unlerngare Thatfache. Unsere klassische Literaturprode ist in Norddeutschland nur durch Namen zweiten Ranges vertreten, mit der einzigen Ausnahme Herders, der jedoch offenbar schon mehr Philosoph als Poet ist. Der Schwerpunkt aller deutschen Philosophen aber liegt im nördlichsten Norddeutschland: der Professor von Königsberg repräsentirt die Blüthe der getammten philosophirenden Menschheit; nichts vor allem Früheren oder Späteren ertacht an epochenmachender Bedeutung die „Kritik der reinen Vernunft“.

Dem Prädominiren des Verstandes und der reinen Vernunft geht in Norddeutschland eine gewisse Gemessenheit, eine weiltliche Referve, ein formaler Ernst parallel, den die prädominirende Phantafie nicht gebrauchen kann. Nächst sich daher die Haltung des Norddeutschen halb dem typischen Auftreten des Professors, bald dem des Dichters, so gemacht die Haltung des Süddeutschen mehr an die Williren des Studenten oder des Malers, der, den Kopf mit allerlei farbenschimmernden Motiven erfüllt, nicht

darauf Acht hat, ob an seinem Sammetrock hier ein Knopf fehlt oder dort eine Schnur zerrißen ist. Jede Charaktereigentümlichkeiten sind ebenso Vorzüge wie Fehler. Ausartend wird der förmliche Ernst des Norddeutschen zum geistlichen Formalismus, die Gemeinheit zur Selbstgerechtigkeit, die Referve zur düntelhaften Verschmähung dessen, was geeignet wäre, ihn aus der Monotonie seiner inneren Dofigkeit herauszureißen. Umgekehrt schlägt die süddeutsche Ungezwungenheit, sobald sie ein gewisses Stadium überschreitet, in Manierlosigkeit, die Herzlichkeit in aufdringliche Bierbanbrüderchaft, die akademische Floschheit der Lebensführung in Weichsim um.

Der Norddeutsche ist geneigt, die Aeußerungen der süddeutschen Volksseele für sentimental zu halten, die Poesie gering zu schätzen, insofern sie nicht lehrriame Zwecke verfolgt, die Staatsidee mit spartanischer Konsequenz über jede Regung des Individuallebens zu stellen und jegliche Theorie auch praktisch bis an die Grenze der Möglichkeit durchzuführen. Der Süddeutsche pflegt die Konsequenz des Norddeutschen für pedantisch, seine Ruhe und Behonnenheit für Herzlosigkeit, sein strammes Staatsbürgerthum für kleinlich zu halten.

Eine glückliche Verbindung der hervorsteckendsten Charaktereigentümlichkeiten des Norddeutschen mit denen des Süddeutschen würde etwas wie einen vollendeten Menschen, eine Idealgestalt abgeben, deren sich keine Wahalla zu schämen braucht. Der Norddeutsche und der Süddeutsche ergänzen sich — man möchte fast sagen, wie Mann und Weib. Die Erfahrung lehrt, daß die oben berührten Vorurtheile um so einschneidener schwinden, je näher beide Theile sich kennen lernen. Auch zwischen Mann und Weib ertist ja, wenn wir gewisse geistlichen Psychologen glauben dürfen, ein gelinder Antagonismus, dessen Spannung sich auf dem Wege „ehrarer Annäherung“ in Liebe verwandelt. Wenn ein Norddeutscher und ein Süddeutscher erst einmal wirklich Freundschaft geschlossen haben, dann ist das in der Regel ein Hund, der länger ausdauer, als die normalen Weibbrüdercharaktere der Süddeutschen und das Wille „Kegelbein & ein“ der Norddeutschen unter sich.

Was nun vom Standpunkte des Unparteiischen vorzuziehen sei: der norddeutsche Typus oder der süddeutsche? das wird immer Geschmacksache bleiben. Der nachstehende Versuch einer Benennung dürfte uneres Gracstems Eines für sich haben.

Das Ideal des Mannes neigt vielleicht etwas mehr nach dem norddeutschen, das Ideal des Weibes etwas mehr nach dem süddeutschen Typus, den Grundcharakteren beider Stämme entsprechend. Im Manne darf der Bestand und der sichere Ernst der Lebensführung, im Weibe soll das Gemüth und die Phantafie prädominiren. Wir persönlich wenigstens sind die spezifisch norddeutschen Namen mit ihrer ausgezeichneten Schulbildung, ihrem praktischen Lebenserkenntnis, ihrer Korrektheit, aber fastlosen Konversation, ihrer präntischen Ehrlichkeit und Wirblichkeit, die bei jedem Umblid ertreten zu wollen scheint, was sich ziemt, da eine „eile Frau“ sich dieser Anfrage seit Goethe fortwährend ausgehört wähnt — kurz, die Norddeutsche pro excellens — wenig sympathisch. Sie gemahnt mich an das Innere einer calvinistischen Kirche. Es ist ja philosophisch und historisch begründet, daß der Bilderschmuck fehlt und der himmelanstreigende Baugraud — aber dieser Rationalismus wirkt kalt und ertäutend.

Die „Süddeutsche pro excellens“ spricht weniger orthographisch, läßt etwas mehr und erfüllt minder ordnungsmäßig die Vorschriften der absoluten Salongemäßheit: aber in ihrem Herzen träumen die Engel Gottes. Der Mann sei nicht allzu süddeutsch, die Frau sei nicht allzu norddeutsch — das ist das Ceterum censso unserer harmlosen Stitze. Im Uebrigen gilt auch hier das häufig wahre Wort: Chacun a les défauts de ses vertus — und jenes andere: Tout comprendre, c'est tout pardonner.

Ein unheimlicher Gast.

Von R. E. G. o.

Es war kurze Zeit vor Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges, als an einem herrlichen Frühlingslage zu Saratoga eine prächtige Kutsche vor dem bestrenommirten Hotel dieses fashionalen Badeortes hielt. Mr. Schelton, der Besitzer des Gasthofes, welcher auf der Veranda stand, beilete sich, selbst den Schlag zu öffnen, pralle aber unwillkürlich zurück, als seine Blicke in das Innere des Wagens fielen.

Einem tolligen, blondhaarigen Mädchen gegenüber saß in Decken vorgällig eingeschüllt, ein Geschöpf, welches der Hotelier sicher für den unbarmherzigen Schmitzer, genannt Tod, gehalten hätte, wäre ihm daselbst mit der Senfe in der Hand zwischen Tag und Dunkel entgegengetreten. Gewiß, dieser Mann, welcher so kraftlos in der Ecke des Wagens saß, war ein Sterbender.

Die Betrachtungen Schelton's wurden durch einen dritten Anlassen des Wagens in eine andere Bahn gelenkt. Ein alter, aber recht jovial aussehender Herr stieg zuerst aus dem Wagen, erkundigte sich nach dem Besitzer

*) Platt. Dän. Da, Holl. Tja, hochd. Zeit.



des Hotels und als Schelbon sich als solchen zu erkennen gab, legte der Fremde vertraulich seinen Arm in den des sprachlos dastehenden Wirtes, führte ihn etwas seitlich vom Wagen und sagte: Mein Name ist James Brown; ich bin der Leibarzt des leidenden Bergwerksbesizers Morris aus Canada, welcher mit seinem zwölfjährigen Töchterlein Noja den Sommer über die milde Luft von Saratoga einzuatmen gedenkt. — Im Vertrauen gesagt, Mr. Schelbon, führe der Doktor fort und dämpfte seine Stimme zum Flüsteren herab, „mein Patient wird sterben.“

„Es gehört wenig Scharfblick dazu, um das vorauszuweisen“, warf der Wirt ein. „Sie haben Recht“, fuhr der Doktor fort. „Allein Sterbende flammern sich an einen Strohhalm der Hoffnung. Ein berühmter Arzt rebete Herrn Morris ein, wenn etwas ihn retten könnte, so sei es die milde Luft von Saratoga, und so mußten wir diese vergebliche Reize antreten. Ihr Hotel wurde uns als das beste des Ortes empfohlen und somit wende ich mich an Sie, Mr. Schelbon, mit der Bitte: geben Sie meinem Patienten einige komfortable Zimmer im entlegensten Theile Ihres Hotels. Für die Wartung des Kranken haben Sie nicht die mindeste Sorge zu tragen, diese übernehme ich mit Hilfe des meinen Töchterchens. Morris ist enorm reich und zahlt keinen Preis, den Sie für Ihre Zimmer verlangen.“

Schelbon hatte wenig hierauf zu erwidern. Er war Hotelier in einem Badeort, den in der Regel doch nur Kranke besuchen, er durfte also einen Sterbenden nicht von seiner Thüre weisen. Nach gab er dem Oberkellner einige Befehle und trat mit dem Doktor an den Wagen zurück. Der Kranke öffnete matt die liegenden Augenlider und sagte mit kaum vernehmbarer Stimme: „Diese entsetzliche Reise hat mich vollends gebröckelt. Mr. Schelbon, alles was ich von Ihnen verlange, ist eine stille, abgelegene Wohnung, wo ich ruhig sterben kann.“

Der Wirt erfüllte die Bitte schon um seiner Güte willen. Man brachte den Sterbenden in den abgelegenen Theil des Hotels, dessen Räume übrigens an Komfort nichts zu wünschen übrig ließen. Das blonde Kind schien sich recht wohl in den behaglichen Zimmern zu fühlen; trüllend legte sie Hut und Mantel ab und trat dann an das Bett des Lebenden, um ihm mit der Routine einer Krankenpflegerin Medizin einzuschenken.

Doktor Brown nahm seinen Wohnsitz nicht im Hotel, sondern bezog in einem nahegelegenen Dorfe sein Quartier, fand sich jedoch jeden Morgen im Hotel ein, speiste dort und blieb, je nachdem der Zustand des Patienten es verlangte, bis spät in die Nacht hinein im Hotel. Durch den Doktor ließ der sterbende Morris auch gleich am ersten Tage auf eine Woche Miethe und Pension voranschlagen. Schelbon fand dies etwas verächtlich, denn ihm war es unwahrscheinlich, daß das Scelett, wie Morris von den Kellnern in dem Hotel genannt wurde, noch eine Woche zu leben habe. Seltsamer Weise vergingen drei Tage, ohne daß der Doktor, welcher an der Thüre durch schnurige Anreden und Bomms stets die ganze Tischgesellschaft erheiterte, den Tod seines Patienten gemeldet hätte. — „Die Luft von Saratoga scheint doch einen kleinen Effect zu üben“, bemerkte er gegen Schelbon. „Sie kann zwar die Auflösung des Kranken nicht vollständig hemmen, allein sie verzögert dieselbe doch.“

Am vierten Tage bat der Doktor den Wirt nach aufgehobenem Diner, er möge die Güte haben, sich in das Krankenzimmer des Sterbenden zu bemühen, derselbe habe eine vertrauliche Mittheilung zu machen. Einigermaßen befremdet, begab sich der Hotelier mit dem Arzte in das abgelegene Krankenzimmer in der zweiten Etage und trat an das Bett des armen Morris, dessen Zustand sich noch verschimmert zu haben schien, denn Gesicht, Hals und Arme waren absolut fleischlos.

„Bitte, nehmen Sie einen Stuhl“, hauchte Morris. — „Es betrifft mich tief, mein lieber Schelbon, Ihnen eine unangenehme Mittheilung machen zu müssen und hielt lieber damit hinter dem Berge, wenn es nicht in Ihrem Interesse läge, durch meine Warnung vor schlimmeren Folgen gehindert zu sein.“

Stumm lauschte der Wirt der folgenden Erklärung. „Auf eine mir räthselhafte Weise sind aus Noja's Zimmer, wozu ich meine Schatulle befand, 4000 Dollars verschwunden. Glauben Sie ja nicht, lieber Herr Schelbon, daß ich die entsetzliche Abficht hege, Sie für den Verlust verantwortlich zu machen“, fuhr der Sterbende fort, als Schelbon erschrocken in die Höhe fuhr. „Meine Vermögensverhältnisse sind, Gott sei Dank, derart, daß ich ein zehntel Verlust kaum schmerzen würde. Ich theile Ihnen dies nur mit, damit Sie auf der Hut sein und sich dem Verbrecher gegenüber vor den Folgen schützen können.“

„Haben Sie gegen irgend Jemanden im Hotel einen Verdacht?“, fragte Schelbon besorgt. — „Gegen Niemand. Wie sollte ich auch? Fast nie besetzt ein Aufwärter unser Zimmer anders, als in Gegenwart meines Kindes und des Doktors; trotzdem ist der Diebstahl geschehen. Sehen Sie sich also vor.“ — Ein transporthafter Kasten legte den Mittheilungen des erschöpften Mannes ein Ziel.

Schelbon dankte herzlich für die Warnung und verließ geärrt die abgelegenen Gemächer. — „Wer konnte den Diebstahl verübt haben?“, fragte er sich. „Alle Mitglieder seines Dienstpersonals hatte er bisher als ethisch gefunden. Sollte irgend ein Gauner das Hotel bezogen haben? — Schelbon dankte in seinem Herzen nachmals dem Scelett für seine Warnung und beschloß auf seiner Hut zu sein.“

In der folgenden Nacht schon wurde einem reichen Viehhändler aus Albany seine Brieftasche mit 25,000 Dollars in Wertpapieren entwendet, welche dieser vorfischigshaber unter sein Kopsfisch gelegt hatte. Dieser

Heer war weniger zahlreich als der reiche Morris und schlug einen Hellenlärm. Schelbon ordnete sofort eine strenge Durchsuchung des Hotels an — allein vergebens! Weber Brieftasche noch eine Spur des Geldes waren aufzufinden.

Zwei Tage später kehrte ein reicher Bankier aus New-York mit seiner Familie im Hotel ein, um die Saison in Saratoga zu verbringen. Am Tage, welcher dessen Ankunft folgte, entbedte derselbe den Verlust seiner mitgebrachten Baarhaft, die aus 9000 Dollars bestand. Bei diesem dritten Schlage verlor Schelbon fast den Kopf. Sein Haus ging unheimlich zu werden. Kam das Gerücht dieser schweren Diebstähle einem New-Yorker Reporter zu Ohren, so war es um seine Ehre und Reputation gegangen. Eine neue, viel sorgfältigere Durchsuchung fand statt, zu welcher sich die anwesenden Gäste alle freiwillig erboten, sogar der sterbende Morris — allein auch diese blieb resultatlos. Birtz, Oberkellner und Aufwärter erschöpften sich in Nachwachen und trotzdem wurden einem Deliquenten, welcher wenige Tage später einkehrte, sofort 20,000 Dollars aus dem Koffer entwendet.

Jetzt glaubte Schelbon, welcher Methobist war, seine hüllige Majestät der Satan habe die bevölkerten Straßen seines Reiches verlassen und sei infognito in seinem Hotel abgelaufen, um Hise und Staub der Unterwelt in den Quellen von Saratoga abzuwaschen. Sein Haus war in die Hand des Bösen gefallen und da kein Exorcist zur Hand war, um den unsichtbaren Gast auszutreiben, so beschloß er, das Hotel um jeden Preis zu verkaufen.

„Verschiedenen Sie Ihr Bestimmung nicht eher, als bis ich noch ein letztes Mittel verjudt habe“, sagte der Oberkellner William.

„Thun Sie was Sie wollen, William“, antwortete der genährte Schelbon. „Mein Wissen und Verstand sind vor einem hohen Berge angelangt.“

Am Tage nach dieser Unterredung stieg ein elegant gekleideter junger Mann im Hotel ab und erinnerte bei Tisch, daß er im letzten Winter als Börsenmakler 45,000 Dollars verdient habe, die er jetzt in Saratoga zu verjubeln gedenke. — Dieser Fremde war Williams Bruder und handelte genau nach dieser Anstufung.

Die Nacht kam und William hatte im Zimmer des vorgebliehen Suitiers Wollen gefecht. Während der letztere in einem Nebenzimmer wie ein Würmelstier schlief, machte der erstere im großen Kellerschranke des Hauptzimmers und horchte, den Revolver in der Hand, auf jeden Laut, der aus dem Hotel kam. — Witternacht war vorüber und das Hotel wurde still wie eine verlassen Kirche. Die Pendule schlug Eins — Niemand kam. Schon lanten dem Wachmann, der auch in der vergangenen Nacht wenig geschlafen hatte, die Augen zu, da wurden Schritte vernommen. William lauschte gespannt und trat wieder zurück. — Die Schritte kamen aus der Richtung, in welcher Morris' Zimmer lag. Die kleine Noja holte Medizin, welche in dem Eiseshrank aufbewahrt werden mußte. Wahrscheinlich hatte sich der Zustand des Kranken verschimmert. — Schon wollte William an dem Erfolge seines Operationsplanes verzweifeln, da kam Noja zurück und legte laufend den Kopf gegen die Thür des Zimmers, dann ging sie reich weiter.

Dem Oberkellner klopfte hörbar das Herz. Was hatte das zu bedeuten? Warum horchte das Kind an der Zimmerthür? Kaum hatte er wieder im Schranke Waage bezogen, da öffnete sich geräuschlos, wie durch ein Wunder die Thüre des Gemachs und herein schritt — ein Schäten. — Doch nein! Jetzt öffnete sich eine kleine Kellnervlaterne und das Licht derselben fiel — William mußte alle Fassung zusammenschmeißen, um nicht laut aufzuschreien — auf die Todtenmaske des Sceletts. — Abolot geräuschlos schritt der unheimliche Gast auf das Schilderbüreau zu, in welchem er wahrcheinlich das Geld vermutete, suchte unter einem Bündel Nachschlüssel den passenden aus und schloß auf. Zitternd vor Aufregung sprang der müthige William jetzt aus dem Schranke und rief: „Halt!“

Beim ersten Geräusch wandte sich das Scelett hitzschnell um, die Kellnervlaterne fiel, dann erfolgte ein Schlag und der drohende Revolver in Williams Faust flog zur Erde. Der Entsetzte sprang jedoch, trotz der Dunkelheit kühn vor, erhobste den Dieb, rang mit ihm und führte zur Erde. Im Akt schloß William, welcher laut um Hilfe rief, seinen Hals umklammert und wie mit eisernen Krallen gewirgt. Dieser Sterbende entwickelte solche Nervenkräfte, daß eine Minute später der vorbeilebende Bruder und die aufgeregten Wachen den müthigen Oberkellner erdrosselt gefunden hätten. So gelang es noch, ihn aus den Händen des Sceletts zu erretten und dieses gebunden in Sicherheit zu bringen.

Das erste, was William und Frau Schelbon jetzt thaten, war, daß sie die kleine Noja in's Verhör nahmen. Durch freundliches Zureden gewonnen, gestand das Kind, was sich jetzt leicht erweisen läßt, daß Morris nicht ihr Vater, sondern ein Gauner sei, welcher sie als Waife aufgegriffen und dann durch Drohungen und Schläge zu diesem Spionagegeheimnis gezwungen habe. Die Todtenmaske, welche der Glende schon von der Natur mitbeworren hatte, noch effektvoller zu gestalten. Dem falschen Doktor fielen bei dieser Diebstahlsunde zwei Funktionen zu: erst die Gülle beim Diner anzuführen, und dann das geräubte Geld am folgenden Tage in Sicherheit zu bringen, desfalls nur wohnt der schlauere Gauner außer dem Hause.

Im andern Morgen wunderte sich der joviale Herr nicht wenig, als ihn bei seiner Ankunft, auf der Treppe des Hotels zwei Konstabler begrüßten und ihm die blanken Handeisen anlegten. Man durchsuchte sein Buam retro

auf dem Bunde und fand in stiller Vereinigung nicht allein sämmtliche im Hotel gestohlenen Baarhaftigkeiten, sondern noch einige tausend Dollars Lieberhuf, welche die braven Herren von einer erfolglosen Expedition in die Wälder bei St. Paul als Sparrentz auf die hohe Kante gelegt hatten. In dem Befinden des sterbenden Morris fragte die gesunde Luft von Saratoga eine äußerst wohlthätige Revolution hervor, denn noch heute arbeitet derselbe in den geschlossenen Hallen von Sing-Sing, an der Seite seines lauchigen Leibarztes in der Karrer und errentet sich einer wahrhaft robusten Gesundheit.

Die kleine anmutige Noja adoptirten die Schelbons in deren Ehe eine kinderlose Frau. William abancerte nach seiner glücklichen vollbrachten That zum Afficé und wie ich vor zwei Jahren im Herald las, hat er sich mit der blonden Epigibin Noja verheiratet.

Männigfaltiges.

Säcular- und Cemeterialeitungen.

- 5. Mai 1789. Die französischen „Generalstände“ (Etags gesetzlich) treten in Versailles zusammen. Anfangspunkt der großen französischen Revolution.
- 8. Mai 1839. Feiertag Einweihung des Schillerdenkmals in Stuttgart.
- 10. Mai 1789. Geb. in Rommelstutthausen, amerikanischer Geograph, zuerst Militärarzt, dann Lehrer, zuletzt Universitätsprofessor, † 14. März 1866 in Cambridge (Massachusetts).
- 13. Mai 1839 (ab 1840). Geb. in Schoppengauer (Prezenger Wald) Br. W. Seiber, Vorkalender des Schillerdenkmals, † am 26. April 1899 in Bremen.
- 19. Mai 1839. † Demetrius IV., von Rußland, geb. 12. Oktober 1830, erhoß Mostau zur Residenz, erbaute dort den Kreml, bestieg die Tataren.
- 23. Mai 1789. Geb. zu Prag Graf von Schild, österreichischer Feldherr, todt in den napoleonischen Kriegen, 1843 in Linz am 1859 in Statten, † 17. März 1862.
- 25. Mai 1699. † in Canterbury (Engl.) Erzbischof Bantrane, geb. 1605 in Padua, berühmter mittelalterlicher (hospitalischer) Kyriolog.
- 28. Mai 1789. Geb. auf der Insel Falker Bernh. Severin Zingemann, dänischer Dichter 1843-49 Direktor der Akademie zu Cöpen, † 24. Februar 1863 in Kopenhagen.

Silberaufgabe von Hugo Schäfer in G.

Als nachfolgenden Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen, und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, einen Monatsnamen (Mai) ergeben.

- a. a. au. ba. ca. ce. dam. dri. o. o. fun. ga. ge. ha. his. i. i. ki. ko. kuk. la. lan. li. li. lin. lit. los. lot. ma. ma. mol. nam. no. non. noun. ni. nom. oe. re. sa. so. si. son. stock. ta. tai. tel. wol. z.
- 1) Reihweise Stadt, 2) Reihweise Borname, 3) Altentlicher Mähtator, 4) Span. Stadt, 5) Reich in Hinterindien, 6) Hölle, 7) Brit. Admiral, 8) Arab. Geograph, 9) Flanzenwelt, 10) Prophet, 11) Ort, 12) König v. Juda, 13) Landwirth, 14) Sagenhaft. Held, 15) Reihweise in der Schweiz, 16) Tochter d. Zeus, 17) Nebenplanet, 18) Marie des Dadaus.

Duadrat-Arithmogryph von Alex Krützen.

1	1 6 3	Buchstabe
2	2 4 3 3 1	Simmelsgegend.
3	2 4 7 5 8 4 9	Wochent.
4	1 6 3 5 10 11 5 6 3	Stadt im Elsaß.
5	5 15 15 15 15	Steden im württemb. Donauesch.
6	5 15 5 16 5	Apokal.
7	4 6 3	Apokal.
8	3 3 3	Wochent.
9	3 3 3 3	Buchstabe.

Die Diagonalen nennen ein Heil.

Wogogryph von Berthold Arnau.

Wer da handelt mit Bedacht, Wird nicht leicht hingebacht, Wer's sich zu loben wählt, Wird ein Leben zugehört, Tragt es Mancher — wie bläst! Um zu fetterten.

Gomonym.

Im wilden blutigen Kampfe Schon manne Wunde ich schlug; Ich werde bewegt von Dampfe Mit regelmäßigem Zug. Da stellt sich im Höhe und Schlisse, Vom Wunde kindelnd umweht; Der Apopterscheßte An mit laborierend steht.

Shery-Carade.

In Dorf und Stadt, Land ein, Land aus, Ist meine Geste stets zu Haus. Die Zweite fiel durch feste Hand, Auch ist im Bürgland sie befannt. Giebt es die Dritte nur beim Naß, Dann denkt du: Ist ist das fragst! Vor Brunnen, Schössen, Kirch und Thor Kommt meist der Was der Vieren vor. Wiltst du das Ganze seh'n, Komm' zu uns her nach Spree-Lihen!

Wismen aus Nr. 16.

- 1. Duadrat-Arithmogryph:

1	1 6 3
2	2 4 3 3 1
3	2 4 7 5 8 4 9
4	1 6 3 5 10 11 5 6 3
5	5 15 15 15 15
6	5 15 5 16 5
7	4 6 3
8	3 3 3
9	3 3 3 3
- 2. Dechiffirir-Aufgabe: Ein Oberquint trug Rebel nie. 3. Anagramm: Santa, Satan.

Correspondenz.

C. Werner, Alwine S., Anton Gering in M., J. Bäcker, Louis G. 1. und 3. richtig. Anna Z., Emil H., Bernhard Güllert, Hans Krutzen 1 richtig. C. S. 2 richtig. Das 8. Zeichen muß allerdings dem 11. gleich sein. Des Heine Dagegen erhebert unsere's Erregens die Lösung nicht. G. Wehner, Göttinger Jänner 3 richtig.

